

Egon Ranshofen-Wertheimer

DER DIPLOMATISCHE  
DIEB VON SËUL

Eine Episode

*Dem Andenken an meine Frau.*

Ich wachte in meinem kleinen Zimmer im Hotel Victory in Sëul, wie gewöhnlich, um etwa sieben Uhr früh auf und ehe ich richtig wach war, fühlte ich, daß, während ich schlief, etwas um mich herum vorgegangen war; ich sprang aus dem eisernen Feldbett, tastete vergeblich nach dem Schlafrock mit dem schottischen Muster, den ich am Abend wie gewöhnlich über das Fußende des Bettes gelegt hatte, schlüpfte in meine Strohpantoffel und sprang zum Kleiderschrank, in dem alle meine Kleider, die ich als Fluggepäck nach Korea mitgenommen hatte, einschließlich des Anzuges, den ich am Vorabend getragen hatte, gewöhnlich aufgehängt waren. Noch traute ich meinen Augen kaum, aber was ich zu sehen glaubte, schien so phantastisch, daß ich zum Bett zurückging, um meine Brille zu holen, die ich auf eine hölzerne Querleiste hinter dem Kopfende des Bettes zu legen pflegte. Dabei wollte ich nach der Zeit sehen, konnte aber die Uhr an der Stelle, an die ich sie zu legen pflegte, nicht finden. All das war so erstaunlich, daß ich halbwach auf den kleinen, schmalen Holzgang hinauseilte und meine Frau rief, die ein Nebenzimmer bewohnte. Ich erinnere mich, daß ich — an ihre Tür pochend — sie bat, sofort zu kommen, ich wüßte nicht, ob ich über Nacht den Verstand verloren hätte — es schiene mir, als sei meine gesamte Garderobe verschwunden. Meine Frau kam in mein Zimmer geeilt. Sie war völlig wach und stellte sachlich fest, daß meine Anzüge, die noch am Abend säuberlich im Schrank untergebracht gewesen waren, mit samt allen Hängern verschwunden waren. Umschauend konstatierte sie, daß bis auf ein oder zwei Hemden auch meine gesamte Wäsche fehlte. Eine weitere Prüfung erwies, daß mir nur eine stark zerknütterte Tennishose und ein paar Kra-

watten geblieben waren — nicht einmal genug, um mich für das Bureau anzuziehen. Der Versuch, mich mit dem Wenigen zu kleiden, endete in einem Nebeneinander von Hemd, Tennishose und Sweater, wie sie für ein Wochenende auf dem Lande, nicht aber für einen internationalen Funktionär in Korea paßte, der im Duk-Su-Palast amtierte und in allem das „Gesicht“, die Würde der Vereinten Nationen zu wahren hatte.

Eine weitere Durchforschung des kleinen, schmalen Zimmers ergab, daß meine Firmuhr, eine Schweizer Zwiebeluhr aus dem Beginn des Jahrhunderts, die ich aus Anhänglichkeit, aus Gewohnheit benutzte, ehe ich mich entschloß, zu einer Armbanduhr überzugehen, gleichfalls verschwunden war und mit ihr mein Portefeuille. Uhr und Portefeuille lagen nachts gewöhnlich hinter dem Kopfende meines Bettes, in Reichweite meines Armes. Ich erschrak nun zum ersten Male — der nächtliche Dieb mußte über meinen Kopf hinweg nach Uhr und Portefeuille gegriffen haben. Es war eine unheimliche Vorstellung. Wäre ich in jenem Augenblick aufgewacht, hätte ich Lärm geschlagen, so hätte mich der Dieb wohl statt zu fliehen mit Gewalt zum Schweigen gebracht. Es wurde mir klar, daß es sich hier um einen berufsmäßigen Dieb handeln mußte; kein Amateur konnte den Kasten ausräumen, die Hänger und noch weitere Gegenstände mit sich nehmen, ohne mich aufzuwecken. Der Diebstahl zeigte die Hand des Meisters. Der Dieb oder die Diebe mußten außerdem im Hause selbst einen Helfer gehabt haben, der eine genaue vorherige Rekognoszierung meines Zimmers, ein ins einzelne gehendes Studium meiner Schlafgewohnheiten ermöglicht hatte.

Je mehr ich nachdachte, desto unheimlicher wurde mir das Geschehen dieser Nacht. Ein Dieb, oder was mir wahrscheinlicher schien, je mehr ich darüber nachdachte, mehrere Diebe hatten sich von außen über den kleinen Balkon in mein im ersten Stock gelegenes Zimmer nachts eingeschlichen. Es hatte geregnet. Die schweren Tropfen hatten auf dem Holz und dem Strohdach ein monotones, trommelartiges Geräusch erzeugt, das mich in tiefen Schlaf gewiegt haben mußte. Es hatte mich auf eine altmodische, mit Kindheitserinnerungen verknüpfte Art und Weise an warme, sommerliche Regennächte in einer Sommerfrische, an einem Alpensee oder in

einem Blockhaus in den Bergen erinnert. Dieses monotone Geräusch des aufschlagenden Regens hatte dem Dieb oder den Dieben den Hintergrund für ihren Diebstahl geschaffen, einen Geräusch-Schatten gebildet, in dessen Schutz sie ihren Plan ausführen konnten. Sie hatten gewiß lange auf so günstige äußere Umstände gewartet.

Dieser Diebstahl war für die Behörden peinlich und beschämend: ich befand mich in Korea als Generalsekretär einer Kommission der Vereinten Nationen; der Vorfall zeigte die geringe Sicherheit in der Republik Korea, die auf ihren Auslandsruf so großen Wert legte. Es war ausgeschlossen, daß der Vorfall unbekannt blieb, die Regierung hatte zu viele Feinde. Der Diebstahl konnte zu einer Prestigefrage für Regierung und Polizei der Republik werden.

Mir blieb inzwischen nichts übrig, als von den Mitgliedern meiner Mission einzelne Kleidungsstücke zu borgen und meinen Dienst am Vormittag anzutreten, als ob nichts geschehen wäre. Ich erstattete Meldungen über den genauen Umfang des Gestohlenen, wobei mir nach und nach noch viele einzelne Dinge einfielen, die mit meinen Kleidern verschwunden waren, zum Beispiel einige Kartons amerikanischer Zigaretten, einzelne Wäschestücke und ähnliches mehr. An jenem Vormittag war ein ständiges Kommen und Gehen in meinem Büro. Inzwischen hatte sich das Ereignis in der ausländischen Kolonie Sëuls und unter den Delegierten herumgesprochen — das Telephon läutete ununterbrochen, Regierungsmitglieder versicherten mir, daß alles geschehe, um das Verschwundene wieder zu finden, und einer der in Sëul anwesenden Journalisten, der Vertreter einer großen amerikanischen Zeitung, zeigte Lust, Kunde von dem Erlebnis des Leiters der UN-Mission, mit ironischen Zwischenbemerkungen über die Tüchtigkeit koreanischer Diebe versehen, in die Welt hinauszusenden. Noch war Südkorea von amerikanischen Truppen besetzt, der Krieg mit dem Norden drohte im Schoße der Zeiten, war aber noch nicht ausgebrochen und Chosen, das Land der „morgendlichen Stille“, war von innerpolitischen Komplikationen und Ereignissen bis zum Rande erfüllt.

Die Polizei hatte nun eine Aufgabe, bei der ihr die erprobten, von den Japanern überkommenen Arbeitsmethoden zugute kommen mußten — es war einmal etwas anderes als die atem-

lose Jagd nach dem inneren Feind, wobei alle liberalen oder zu dem Regime des Präsidenten Rhee in Opposition stehenden Elemente ohne viel Federlesens der Sympathie mit dem Kommunismus oder gar des Kommunismus selbst beschuldigt wurden. Der Unterrichtsminister Dr. Ahn hatte mir offen erklärt, daß jeder Liberale ein Schrittmacher Moskaus sei — er war während des Dritten Reiches an einer deutschen Universität zum Dr. phil. promoviert worden und hatte noch immer nicht ganz begriffen, daß die ganze Ideologie und Dynamik des Dritten Reiches zusammengebrochen war.

Auf dem Wege in mein Bureau im Duk-Su-Palast begegneten uns, wie alltäglich, Scharen nach japanischer Tradition uniformierter Schüler und Schülerinnen, die mit ihren Ranzen in die Schule schlenderten, mit jenem Ernst, der diesen Kindern zur zweiten Natur geworden war. Die allgemeine Schulpflicht hatte die Anzahl der Analphabeten auf einen kleinen Prozentsatz verringert. Im Park des Palastes kauerten alte Männer mit ihren Ziegenbärtchen und ihren zylinderartigen Hüten aus leichtem Bast und rauchten ihre langen, geraden, dünnen Pfeifen. Im Gegensatz zur chinesischen Bilderschrift war das koreanische Alphabet ein Muster der Einfachheit, das man, wie mir der koreanische Außenminister, Oberst Ben Limb, versicherte, in einer Stunde erlernen konnte. Er mußte es wissen, denn es hieß wohl nicht ganz ohne Grund, daß er selbst, der sein Leben in den Vereinigten Staaten verbracht hatte, nach der Wiedererschaffung eines koreanischen Staates erst Koreanisch lernen mußte, um überhaupt den Sitzungen des koreanischen Kabinetts folgen zu können.

In dieser Anekdote spiegelt sich das ganze Elend, in das die japanische Oberhoheit in der Dauer zweier Generationen die einst auf ihre tausendjährigen kulturellen Traditionen so stolze koreanische Nation gestürzt hatte. Japan hatte zwar schöne Schulhäuser in Korea gebaut, jeder Koreaner hatte ein Minimum von Schulbildung erhalten, aber Japan hatte auch den Koreanern den Zugang zur höheren Bildung verwehrt, von wenigen abgesehen, die zu den Japanern übergelaufen und bereit waren, als japanische Protektionskinder ihre Karriere zu machen. Ein uraltes Kulturvolk, das wahrscheinlich mit Recht den Anspruch erheben konnte, in grauester Vorzeit das Pulver erfunden zu haben (und nicht die Chinesen, wie

man auf der Welt annahm), war systematisch seiner nationalen Identität, seiner Traditionen und geschichtlichen Kontinuität bis zu dem Punkt beraubt worden, wo im Bewußtsein des Volkes jeder nationale Stolz, jede Kenntnis der Vergangenheit verschwunden oder nur grob verfälscht nicht einmal als Mythos lebendig geblieben war. Die Mitglieder der letzten koreanischen Dynastie hatten sich gänzlich unter japanischen Schutz und Schirm begeben.

Die wenigen Koreaner, die innerlich Widerstand geleistet hatten, flüchteten ins Studium esoterischer chinesischer Kultur — diejenigen, die äußerlich Widerstand zu leisten wagten, gingen ins Ausland, wo sie, wie der spätere erste Präsident der Republik, Syngman Rhee, ein unstetes Leben als Berufsrevolutionäre führten oder sich in das Wirtschaftsleben anderer Länder eingliederten, abwechselnd für Chinesen und Japaner gehalten, wiewohl für jeden, der die beiden Nationen daheim kennengelernt, eine Verwechslung unmöglich scheint. So schwer es ist, den Unterschied in Worten zu charakterisieren und die Verschiedenheit des koreanischen Antlitzes von den Zügen der übrigen Kinder Gottes im Fernen Osten zu umschreiben, so unmöglich scheint eine Verwechslung für den, der unter Koreanern gelebt hat oder sie Seite an Seite mit Chinesen gesehen hat.

Während sich die koreanischen Behörden auf die Jagd nach den Dieben und meinen Habseligkeiten machten, versicherten mir Kenner der koreanischen Verhältnisse, daß meine Sachen binnen kurzer Zeit in Läden des Bonj Chong, im Hauptgeschäftsviertel der Hauptstadt auftauchen würden, wohin sie von den Dieben zum Verkauf geschafft würden. In diesen Läden fand man damals neben heimischen Produkten unzählige Gegenstände, die aus dem amerikanischen PX, der Verkaufsstelle für die Angehörigen der US-Armee und des amerikanischen Verwaltungspersonals, stammen mußten — amerikanische Seifen und andere Toilettengegenstände, amerikanische Zigaretten, mechanische Erzeugnisse wie photographische Artikel, Radios, Küchenutensilien, Stoffe und zahlreiche andere Produkte der amerikanischen Konsumgüterindustrie, die an Koreaner gegen lokale handwerkliche oder kunstgewerbliche Erzeugnisse höchst vorteilhaft eingetauscht worden waren.

Südkorea, das bis zur unnatürlichen Zertrennung der agrarische Teil der koreanischen Halbinsel gewesen war, hatte durch den Verlust des Nordens seinen Markt für landwirtschaftliche Produkte wie Reis, seine Bezugsquellen für viele Konsumgüter eingebüßt und fand nun in dem illegalen schwarzen Markt amerikanischer Waren einen teilweisen Ersatz für den Ausfall der von Nordkorea erzeugten Industrieprodukte. Wie in zahlreichen anderen unterentwickelten Ländern erzielten Industrieerzeugnisse phantastische Preise, die noch durch die ständig wachsende Inflation gesteigert wurden. Trotz aller amerikanischen Bemühungen war die südkoreanische Produktion nur schwer in Gang zu bringen — es fehlte an funktionierenden Maschinen, an Mechanikern, die imstande waren, Reparaturen vorzunehmen, und an koreanischen Managern. Während der jahrzehntelangen japanischen Herrschaft waren alle leitenden Posten Japanern vorbehalten gewesen, die Koreaner waren auf ungelernete und, nur in sehr beschränktem Maße, gelernte Arbeit zurückgedrängt worden. Sie hatten wenig Neigung und Gelegenheit, sich für die Aufgaben vorzubereiten, die sie im Jahre 1945 plötzlich übernehmen sollten. Bis zu ihrem Zusammenbruch schien die japanische Herrschaft für die Ewigkeit bestimmt, kein Außenamt der Welt war bereit, koreanische Selbständigkeitswünsche gegen die Weltmacht Japans zu unterstützen und, abgesehen von ein paar Berufsrevolutionären wie Dr. Rhee, die ihr Leben im Ausland als Agitatoren verbrachten, schien der Gedanke an eine Wiederherstellung der koreanischen Eigenstaatlichkeit der Traum unpraktischer Idealisten oder von Berufssagitatoren im Ausland. Die Außenämter hüteten sich, erklärte Feinde der japanischen Regierung anders als durch Hintertüren zu empfangen und in den dreißiger Jahren hatte sie niemand mehr ernst genommen. So kam es, daß die Koreaner auf ihre kommende Befreiung unvorbereitet waren. Als der große Augenblick heranrückte, beschränkten sie sich darauf, sämtliche Japaner — wie es hieß mit Ausnahme eines einzigen, in Korea versippten Japaners — aus Korea zu vertreiben und mit einem durch nichts gerechtfertigten Optimismus, einem Schuß von Naivität, an ihre neuen staatlichen und wirtschaftlichen Aufgaben heranzutreten. Dabei war es leichter, Menschen für die politischen und Verwaltungsaufgaben zu finden als Mecha-

ker und Arbeiter. Zahlreiche Koreaner, die im Ausland als kleine Geschäftsleute, als Versicherungsagenten oder Angestellte gearbeitet hatten, strömten unter dem Schutz der amerikanischen Armee zurück und wurden in Posten gesetzt, die größere Kompetenzen, größere Integrität, mehr Phantasie und größeren Patriotismus verlangten, als diese Heimkehrer besaßen. Nach gut orientalischer Gewohnheit füllten sie ihre Ämter mit Freunden und Verwandten — hätten sie es nicht getan, wären sie von ihren Landsleuten verachtet worden. Sie genossen den Wein der Macht, der ihnen zu Kopf stieg, und konnten vielfach nicht verhindern, daß die Versuchung der Korruption sich in ihren Geschäftsbereich einfraß. Für den in Korea amtierenden Fremden, der die Sprache nicht beherrschte, waren diese Dinge mehr zu spüren als zu sehen und zu greifen, zumal offensichtlich eine Zensur auf den koreanischen Zeitungen lastete und wenig von den tieferen Problemen der koreanischen Staatswerdung erraten ließ. Journalisten riskierten, verhaftet zu werden und incommunicado hinter Gefängnistüren zu verschwinden. Es war jedoch dem Fremden, der sich hier als Abgesandter der Vereinten Nationen um die Wiedervereinigung der getrennten Teile Koreas bemühte, vom ersten Augenblick an klar, daß — sei es Stolz, sei es Indolenz, sei es Resignation, — die Koreaner verhindert hatte, es den Japanern gleichzutun, die Beherrschung der Maschine, die Technik moderner Verwaltungsmethoden, die ganze Apparatur des Maschinenzeitalters zu erlernen und sich die Methoden der westlichen Welt anzueignen. Als die Japaner Korea verlassen mußten, fanden sich beinahe keine Koreaner, die an die verwaisten Plätze treten konnten. Die fünfzigjährige Sklaverei hatte die Gewohnheit erzeugt, sich an andere anzulehnen, die Lösung aller Probleme von anderen zu erwarten. Mit dem Verschwinden der Japaner waren es nun die Amerikaner und die UN, von denen alles erwartet wurde.

Am Abend jenes ereignisreichen Tages, an dem ich nichts mehr anzuziehen hatte, war ich zu einem koreanischen Bankett eingeladen. Es gelang mir, mit Hilfe der ganzen UN-Mission in einem halbwegs präsentablen Aufzug mit meinen männlichen Kollegen und Mitarbeitern vor dem Haus unseres Wirtes vorzufahren. Aus Erfahrung wußte ich im vorhinein nur zu gut, was unser harpte — eine endlose Folge von Gängen, darunter

viele, die dem Geschmack eines Europäers widerstrebten, wie etwa kalter roher Fisch und kalte Spiegeleier, die stundenlang vorher zubereitet worden waren und für den koreanischen Gaumen eine besondere Delikatesse darzustellen schienen. Dazu und dazwischen immer wieder eine Schale mit Reis, dem Grundstock jeder fernöstlichen Nahrung. Daneben gab es aber auch Gänge von exquisitem Duft und Geschmack, die aus der jahrtausendalten chinesischen kulinarischen Tradition stammten, wie zarte Fleischkugeln in heißer Bratensauce, Hühnerfleisch und zahlreiche warme Fleischsorten, die am Tische selbst in allen Arten von Rechauds gewärmt wurden. Stets aber auch und immer wieder das Nationalgericht Koreas: Kim Tshi, in großen Bottichen gegorener Kohl, ein entfernter Verwandter unseres Sauerkrautes, das die unverrückbare Grundlage der koreanischen Ernährung darstellte. Kim Tshi durfte auch bei diesen Mählern nicht fehlen sowie es in keinem koreanischen Haushalt fehlen durfte. Dem Fremden schien es unverdaulich, von abstoßendem Geruch, blähend und auf eine schmerzhaft Art füllend, wenn auch die amerikanischen Sachverständigen seinen hohen Vitamin-Gehalt rühmten und der Meinung Ausdruck gaben, dank den Vorzügen des Kim Tshi seien die Koreaner trotz ihrer mangelhaften Nahrung vor den ärgsten Folgen der Unterernährung bewahrt geblieben. Während dieser Bankette, die stundenlang dauerten, saß man auf dem Boden, die Beine flach unter dem Tisch ausgestreckt, statt der Schuhe, die beim Eintritt in das Haus abgegeben werden mußten, in flachen Pantoffeln. Dauernd war einem bewußt, daß in jedem Bissen die Gefahr der Dysenterie drohte, welche den Aufenthalt vieler meiner Kollegen in Asien und Afrika dauernd überschattet hatte. Der kommandierende amerikanische General hatte mir bei einer früheren Gelegenheit eine runde Schachtel mit weißen Sulfonamid-Tabletten in die Hand gedrückt. Dank dieser Tabletten, die ich zum Teil als eine präventive Maßnahme vor jedem größeren koreanischen Mahl zu mir nahm, bin ich gefeit wie einer, dem nichts passieren konnte, durch die Gefahren der koreanischen Festmähler hindurchgegangen und habe, wie ein Wunderdoktor, noch einigen meiner Schicksalsgenossen in Korea von meinem Elixier abgeben können.

Als dem Generalsekretär der koreanischen Kommission hatte

man mir einen Ehrenplatz an dem langgestreckten Tisch angewiesen, der mit Speisen und Aufputz überladen war, auf dem es duftete, dampfte, zischte und brotzelte. Eine junge Geisha — sie hießen hier Kischan — hockte, halb gebückt, in kniender Stellung rechts hinter und neben mir. Ihre Aufgabe war es, mich zu bedienen, mir zu dienen. Mit eleganten, zarten Bewegungen ihrer gepflegten Hände legte sie mir mit Hilfe von elfenbeinernen oder silbernen Stäbchen dauernd Speisen auf meine Teller, ohne zunächst selbst mitzuessen. Erst in einem späteren Stadium mußte man sie zur Teilnahme auffordern. Es schien mir, als ob sie kaum mehr aß, als ein Vogel verzehrt haben würde. In Umkehrung der uns vertrauten Reihenfolge kam zum Schluß in einer runden Schale die Suppe, nach chinesischer Art bereitet. Das war auch der Augenblick, an dem die Dame des Hauses, die bis dahin unsichtbar geblieben war, aber seit Tagen die Vorbereitung der Speisen überwacht haben mußte, im Zimmer erschien und an der Seite des Hausherrn an der Spitze der Tafel Platz nahm. Im alten Rom scheint eine ähnliche Sitte geherrscht zu haben. Die römischen Patrizierfrauen kamen zu Julius Cäsars Zeit erst zur zweiten Hälfte der Bankette.

Das war für die Kischans das Signal, ihre lieblichen Lieder zu singen oder Gesänge zu improvisieren, strahlend in ihrer Jugend und unsäglich anziehend in ihren bunten koreanischen Kostümen. Den Versuch, mit diesen jungen, so unendlich graziösen Frauen zu tanzen, mußte ich freilich aufgeben. Ihre ganze Haut schien von dem penetranten Geruch des Kim Tschis durchsetzt zu sein, der wie eine Wolke über ihnen schwebte und jede körperliche Nähe unerträglich zu machen schien. Der Geruch des Kim Tschis ist in der Erinnerung untrennbar mit dem Land der morgendlichen Stille, mit seinen delikaten Farben, Formen und Ornamenten verbunden. Immer wieder tauchte die Melodie des Liedes Arirang auf, das in seiner Süße so sehr zu Herzen ging; aber die Feinheiten der Gesänge und Lieder dieser Kischans blieben uns verloren, ihre Unterhaltung klang an unser Ohr wie das Gezwitscher exotischer Vögel in Käfigen und es blieb nichts als die Ahnung einer alten Tradition, der diese Frauen folgten und für die sie eine mühsame Ausbildung mitgemacht hatten. Für koreanische Begriffe waren sie als Gesellschafterinnen hoch bezahlt

und es wäre ein böses Mißverständnis gewesen, hätte man das trauliche, persönliche Lächeln, das Schmeichelhafte ihrer Körperbewegungen, die vielsagenden Blicke mißverstanden und diese hochgebildeten, blütenzarten und doch auch wieder robusten Frauen etwa für leichte Geschöpfe gehalten. Sie gaben sich den Männern nicht, es sei denn, es entwickelte sich zwischen Gast und Gesellschafterin eine Beziehung, die von echter Liebe nicht weit entfernt war. So verabschiedete man sich ein wenig verwirrt von beinahe zwanzig Gängen ungewohnter Speisen, unzähligen Fingerhüten warmen Reisweines von den Gastgebern, die (wie es schien) aus der Staatskasse für die Veranstaltung solcher Bankette entschädigt wurden.

Am nächsten Vormittag saß ich mit meiner Frau auf einer Tribüne mit den Honoratioren der Republik, während Tausende und Abertausende von koreanischen Bürgern zu unseren Füßen versammelt waren. Ich hatte für den philippinischen Delegierten, der gerade Vorsitzender der Kommission war, eine Rede vorbereitet, die dieser von der Tribüne herab halten sollte. Die Sonne war weich, seidig und freundlich, das Land Chosen, das Land der morgendlichen Stille, lächelte. Kaum hatten wir Platz genommen, da war es, als ob ich Hof hielte: der Ministerpräsident, ein militärischer Typ, der neulich bei einem Essen meiner darüber nicht wenig erstaunten Frau von Marcel Proust gesprochen hatte, kam auf mich zu und verkündete mir, daß meine Kleider gefunden seien. Der Unterrichtsminister informierte mich auf deutsch, daß die Polizei alles Verschwundene restlos aufgetrieben habe, und der Polizeipräsident erklärte mir in einem beinahe unverständlichen Englisch, daß man meine Smokinghose noch gerade rechtzeitig bei einem Schneider entdeckt hatte, der den Auftrag gehabt hatte, sie zu kürzen, da meine Beine für koreanische Käufer viel zu lang seien. Noch sei nichts geschehen, sondern lediglich die dunkle Borte abgetrennt worden. Ich habe sie nie wieder annähen lassen und noch heute, wenn ich den Smoking trage, sehe ich lächelnd auf den fehlenden Passepoil. Ein anderer hoher Beamter erklärte mir, wie es gekommen sei, daß man den Dieb so schnell gefunden habe. Die Polizei besitze eine Liste, eine Art von Kartothek der berufsmäßigen Diebe mit ihren Spezialitäten. Vor kurzem sei

in der französischen Vertretung eingebrochen worden, die Technik des Diebstahls in meinem Zimmer habe die Polizei an jenen Einbruch erinnert. So hätte die Polizei den als „diplomatischen Dieb“ registrierten Mann aufgesucht und dort mit Ausnahme der Hose alle bei mir geraubten Kleider und Habseligkeiten, meine goldene Uhr, die Zigarettenkartons und das Geld in meiner Brieftasche gefunden. Es war klar, daß die Wiedergewinnung aller meiner Besitztümer eine Frage des guten Rufes für Regierung und Polizei und die Wiedergewinnung der geraubten Gegenstände eine Angelegenheit des Stolzes geworden war.

Am nächsten Tag folgte ein koreanischer Polizist in Uniform dem andern in mein Büro. Es kamen die Kleider, es kamen die Wäschestücke, die Krawatten, die Zigaretten, die Brieftasche mit Geld, die goldene Zwiebeluhr und sonstige Gegenstände, die der Dieb mitgenommen hatte. Auch die Kleiderbügel fanden ihren Weg zu mir zurück. Die Ehre der Republik schien gerettet und es war klar, daß keines meiner Kleider oder Habseligkeiten in den Basaren des Bonj Chong zum Verkauf angeboten werden würde.

Das Schicksal der Diebe, nach dem ich mich in den folgenden Monaten oft erkundigte, ist mir stets unerfindlich geblieben. Die Frage, ob es sich um einen oder zwei Diebe gehandelt hat, wurde mir stets ausweichend beantwortet, wiewohl die Polizei bis ins einzelne informiert gewesen sein muß. Von anderen und dringlicheren Geschäften in Anspruch genommen, habe ich auch nie herausfinden können, welche Strafen gegen den diplomatischen Dieb vom Gericht oder den Gerichten ausgesprochen wurden. Vielleicht sitzt der Dieb noch heute hinter Gefängnismauern, wiewohl ich glaube, daß nicht-politische Vergehen in Korea nachsichtigerer Richter fanden als politische Angeklagte. Auch einem Gerücht, das mich während meines Aufenthaltes in Sëul aus verschiedenen Quellen und auf verschiedenen Umwegen erreichte, konnte ich nie auf den Grund kommen: es hieß, daß ein Neffe des Managers des Hotels „Victory“ dem Dieb dazu verholfen hätte, seinen Überfall mit vollkommener Präzision vorzubereiten und durchzuführen und daß er von der Stunde des Diebstahls an aus dem Hotel verschwunden sei. So wie sie aus dem Unsichtbaren gekommen waren, so verliefen sich die

Spuren des Diebstahls für mich im Unsichtbaren und fehlte nicht noch heute die Borte auf meiner Smokinghose, so könnte ich glauben, daß alles nur eine Phantasmagorie war, ein Mittsommernachtstraum, geträumt in einer fernen, fremden Welt. Im September verließen wir Söul, da meine Anwesenheit während der Generalversammlung der Vereinten Nationen in New York erforderlich war. Unser Flug ging zunächst nach einer der ehemaligen japanischen Riu-Kiu-Inseln im Pazifischen Ozean, die nun als amerikanische Militärstützpunkte dienten. Wir verbrachten eine Nacht in einem amerikanischen Quartier, die Fluggesellschaft vergaß, uns rechtzeitig abzuholen, und so wurden wir in der Morgendämmerung von einem amerikanischen Offizier zum Flugfeld gebracht, um den weiteren Rückflug anzutreten. War das Wetter schuld, war irgendeine militärische Weisung maßgebend, der Rückflug führte uns über Korea zurück und wir sahen schon Kimpo, den Flughafen von Söul, tief unter uns liegen. Da packte mich meine Frau, die am Fenster des Flugzeuges saß und hinunterblickend Kimpo erkannt hatte, beinahe krampfhaft am Arm und flüsterte mir erregt und aufs tiefste bewegt zu: „Wir dürfen nicht nach Söul zurück! Du darfst koreanischen Boden nicht wieder betreten!“ Meine Frau war gewöhnlich ruhig, gefaßt und in höchstem Maße diszipliniert. Nicht nur, wenn wir unter fremden Menschen, unter Menschen überhaupt waren, sondern auch, wenn wir uns zu zweit in einem unserer unzähligen Hotelzimmer auf vier Kontinenten, in unseren Wohnungen in Genf, Washington oder New York befanden oder auf dem Dachgarten des Hotels Bando in Söul saßen, unseren täglichen Dry Martini tranken und auf das abendliche Söul zu unseren Füßen blickten. Es war, als ob der Gedanke panikartig von ihr Besitz ergriffen hätte, eine Landung in Söul wäre unheilswanger, unheilvoll, ein böses Omen voll von unaussprechlichen Gefahren für mein weiteres Leben. Als es schien, als setzten wir zur Landung in Kimpo an, drehte das Flugzeug plötzlich ab. Es war, als ob der Wille meiner Frau sich als stärker erwiesen hätte. Der Pilot mußte eine Radioanweisung erhalten haben. Ich vermied es jedoch, ihn später zu fragen und zu versuchen, Klarheit zu schaffen. Sobald wir abgedreht hatten, entspannten sich die Züge meiner Frau, es war, als ob ein großes Unheil von uns

abgewehrt worden wäre. Ich habe sie bis zu ihrem Tod im Jahre 1954 niemals zu fragen gewagt, warum der Gedanke einer Rückkehr nach Söul, wenn auch nur zu einer kurzen Zwischenlandung, sie so erregt und aufgewühlt hatte. Dies Erlebnis hatte ich, wie mir scheint, bald vergessen, jedenfalls habe ich, so weit ich mich erinnere, nie mehr daran gedacht, bis jetzt, da ich den Abschied von Söul hier zu beschreiben versuche. Es hat jedoch vielleicht unbewußt eine Rolle gespielt, als ich in New York vom engsten Mitarbeiter des damaligen Generalsekretärs Lie einige Wochen nachher gefragt wurde, ob ich noch einmal in gleicher Eigenschaft als Generalsekretär der UN-Kommission nach Korea zurückzukehren wünsche. Ohne zu überlegen, ohne die Frage mit meiner Frau, mit der ich derartige Entscheidungen sonst immer besprach, zu erörtern, habe ich mit einem kurzen Nein geantwortet, wiewohl es gar nicht sicher war, daß man mir im Hauptquartier der UN eine Mission anbieten würde, die, was die Verantwortung, den äußeren Status und die materiellen Umstände anlangt, meiner Mission in Korea gleichwertig gewesen wäre. Hätte ich angenommen, so hätte mich der Ausbruch des Koreakrieges im folgenden Juni in Söul gefunden. Was mich von einer Rückkehr abhielt, das war (soweit es mir bewußt geworden war) die innere Unehrllichkeit der Lage in Korea, meine Überzeugung von der Künstlichkeit und Labilität der innerpolitischen Situation, von der Diskrepanz zwischen Schein und Sein in Korea. Aber tief im Unbewußten hat wahrscheinlich die heftige Reaktion meiner Frau, ihr beinahe abergläubisches Grauen vor dem Gedanken einer Rückkehr, und sei es auch nur für die Zeit einer Zwischenlandung, die entscheidende Rolle gespielt und verhindert, daß wir in die Tragödie des Juni 1950, als nordkoreanische Truppen in Korea einfielen, direkt verwickelt wurden. Meine Frau muß diese, im Flugzeug über Söul aus ihrem eigenen Unterbewußtsein herausbrechende Reaktion selbst vergessen haben. Ein paar Jahre später fragte sie mich, warum ich das Angebot der Vereinten Nationen, nach Korea zurückzukehren, abgelehnt hätte. Statt einer Antwort erinnerte ich sie an unseren letzten, in Korea verbrachten Abend im engsten Kreis mit dem Präsidenten Rhee und seiner aus Österreich stammenden Gattin Franziska, geborene Donner. Im Laufe dieses Abends hatte

ich es als meine Pflicht gefühlt, den Präsidenten von meinen tiefen Befürchtungen bezüglich der koreanischen Polizei zu unterrichten und ihm zu sagen, daß meiner Meinung nach die koreanische Polizei durch ihre brutalen und stupiden Methoden friedliche Bürger in eine radikale Opposition gegen das Regime hineintreibe. Während ich dies so vorsichtig und so taktvoll wie möglich andeutete, sah ich, wie sich das Antlitz des alten Mannes rötete, wie Ärger von seinem ganzen temperamentvollen Wesen Besitz ergriff, bis der greise Staatsmann nicht mehr an sich halten konnte und beinahe zornig ausrief, meine Meinungen seien ihm nicht unbekannt, er habe mich während meines ganzen Aufenthaltes in Korea überwachen lassen, er kenne jedes Wort, das ich seit meiner Ankunft im Laufe eines Jahres in Korea geäußert habe. Ich erschrak kaum, wiewohl ich es im höchsten Maße als unangebracht betrachtete und mich für ihn schämte. Ich hatte keine genügend hohe Meinung von der technisch-mechanischen Tüchtigkeit der Koreaner, um auch nur einen Augenblick anzunehmen, man hätte tatsächlich seit Jänner meine auf englisch, französisch und deutsch geführten Gespräche und Telefonkonversationen registrieren, übersetzen und auswerten können, selbst wenn man es gewünscht hätte. Aber die ärgerliche Bemerkung aus dem Munde eines orientalischen Staatsoberhauptes beschäftigte mich genügend, um in den wenigen, mir vor meiner Abreise noch verbleibenden Stunden zu trachten, der Wahrheit auf die Spur zu kommen. Bei meinem Abschiedsbesuch im Duk-Su-Palast klopfte ich die Wände meines Büros ab, suchte nach versteckten Mikrofonen und ließ die gewohnten Geräusche im Telephon von meinen Mitarbeitern überprüfen, um womöglich festzustellen, ob ein Abhordienst eingeschaltet wurde, so oft ich sprach. Ich gewann die Überzeugung, daß Präsident Rhee, um es milde auszudrücken, geprahlt hatte. Eine spätere befriedigende Zusammenarbeit wäre nach diesem Gespräch nicht mehr möglich gewesen und ich habe es nie bereut, nicht mehr nach Korea zurückgekehrt zu sein. Im Laufe des koreanischen Bürgerkrieges brannte der Duk-Su-Palast aus und wurde zu einem hohlen Gehäuse. Ich wäre mir in Korea wie ein Gespenst, wie ein Revenant vorgekommen. Statt nach Korea, sandte mich der Generalsekretär im Winter 1950 in einer ähnlichen Mission als seinen

persönlichen Vertreter ans Rote Meer nach Somaliland, der ehemaligen italienischen Kolonie, die von den Vereinten Nationen den Italienern zur Treuhandverwaltung übertragen worden war. Wir sollten nunmehr zwei Jahre in Ostafrika bleiben. In diesen Jahren ist uns trotz tropischer Hitze, trotz Schmutz, Ungeziefer, Schlangen, Skorpionen und wilden Tieren Afrika für immer ans Herz gewachsen — das geheimnisvolle, rätselhafte, das drohende, das explosive und zugleich ewig rührende Afrika.